

Frank Krause

Geruchslandschaften mit Kriegsleichen



V&R Academic

Frank Krause

Geruchslandschaften mit Kriegsleichen

Deutsche, englische und französische Prosa
zum Ersten Weltkrieg

V&R unipress

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8470-0612-1

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

© 2016, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen / www.v-r.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titelbild: Ludwig Meidner: Landschaft (1917); © Ludwig Meidner-Archiv, Jüdisches Museum der Stadt Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Zum Alten Berg 24, D-96158 Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Einmal kommt – ich habe Zeichen –
Sterbesturm aus fernem Norden.
Überall stinkt es nach Leichen.
Es beginnt das große Morden.¹

¹ Aus: Alfred Lichtenstein, ›Prophezeihung‹ [1913], in: ders., *Dichtungen*, hg. v. Klaus Kanzog u. Hartmut Vollmer (Zürich: Arche, 1989), S. 67.

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	11
1. Themen- und Fragestellung	11
2. Forschungsstand	15
3. Methodischer Ansatz	17
3.1 Prosa zum Ersten Weltkrieg: emotionale Perspektiven	17
3.2 Leichengeruch und ethisch ›gestimmte‹ Geruchslandschaften	21
4. Perspektiven literarhistorischer Ekel- und Geruchsforschung	25
I. Historische Hintergründe	27
1. Leichengeruch als Todes- und Gefahrenzeichen	28
2. Zur Geschichtlichkeit olfaktorischer Ekelgrenzen	29
3. Entfaltung und Störung des bürgerlichen Krieger- und Gefallenenkults	32
4. Leichengeruch in Émile Zolas <i>La Débâcle</i> [1892]	38
5. Vom deutsch-französischen Krieg zum Ersten Weltkrieg	43
II. Leichengeruch im ›Großen Krieg‹: literarische Zugänge	49
1. Kriegsgläubige Tabuisierungen	49
1) Walter Flex: <i>Der Wanderer zwischen beiden Welten</i> [1916]	53
2) André Maurois: <i>Les Silences de colonel Bramble</i> [1918]	56
3) Ernest Raymond: <i>Tell England</i> [1922]	58
4) Bertolt Brecht: ›Legende vom toten Soldaten‹ [1927]	60
2. Schelmische Untertreibungen	62
1) René Benjamin: <i>Gaspard</i> [1915]	66
2) Hans Herbert Grimm: <i>Schlump</i> [1928]	68
3) Louis-Ferdinand Céline: <i>Voyage au bout de la nuit</i> [1932]	70
3. Sachliche Kenntnismnahmen	73
1) Jean Paulhan: <i>Le guerrier appliqué</i> [1917]	75

2) Ludwig Renn: <i>Krieg</i> [1928]	77
3) Edlef Köppen: <i>Heeresbericht</i> [1930]	79
4) Arnold Zweig: <i>Erziehung vor Verdun</i> [1935]	81
4. Entrüstete Entlarvungen	84
1) Arthur Graeme West: <i>Tagebuch, Briefe, Gedichte</i> [1915–16]	87
2) Oskar Wöhrle: <i>Querschläger</i> [1924]	90
3) Arnold Zweig: <i>Der Streit um den Sergeanten Grischa</i> [1927]	92
4) Alexander Moritz Frey: <i>Die Pflasterkästen</i> [1929]	93
5) Konrad Seiffert: <i>Brandfackeln über Polen</i> [1931]	95
6) Peter Schmitz: <i>Golgatha</i> [1937]	98
5. Alarmierte Kontrastierungen	100
1) Henri Barbusse: <i>Le Feu</i> [1916]	102
2) Arthur Donald Gristwood: <i>The Somme, including also The Coward</i> [1927]	105
3) Adrienne Thomas: <i>Die Katrin wird Soldat</i> [1930]	108
4) Gabriel Chevallier: <i>La Peur</i> [1930]	110
6. Leidensbereite Auslegungen	114
1) Maurice Genevoix: <i>Sous Verdun</i> [1916]	117
2) Roland Dorgelès: <i>Les Croix de bois</i> [1919]	119
3) Franz Schauwecker: <i>Im Todesrachen</i> [1919]	120
4) Ernst Jünger: <i>In Stahlgewittern</i> [1920] und ›Der Kampf als inneres Erlebnis‹ [1922]	123
5) Edmund Blunden: <i>Undertones of War</i> [1928]	128
6) Siegfried Sassoon: <i>Memoirs of an Infantry Officer</i> [1930]	129
7) Vera Brittain: <i>Testament of Youth</i> [1933]	130
III. Nachspiele	133
1. Ambivalenzen	135
2. Mehrdeutigkeiten	140
3. Paradoxien	144
Literatur	151
1. Quellen	151
2. Forschungsliteratur	155
Personenregister	161

Vorwort

Die Literatur über den Ersten Weltkrieg, die Kriegsleichen darstellt, bezieht zumindest implizit Stellung zur Frage, welche Weisen der Erinnerung an die Kriegsoffer kulturell angemessen wären. Eine Untersuchung, die fragt, wie sich diese Literatur zur Problematik des Leichengeruchs verhält, ist für die kritische Aneignung der Überlieferung aus zwei Gründen interessant. Erstens sind Motive dieses Geruchs geeignet, kulturell eingespielte Praktiken eines Gedenkens, das die Würde der Gefallenen bzw. des Kriegstodes beschwört, empfindlich zu stören; der Zugang zu jener Problematik ist also ein Indikator gewichtiger ethischer Orientierungen, die eine literarhistorische Darstellung der Texte berücksichtigen sollte. Zweitens geben deren Geruchslandschaften Aufschluß über Methoden der emotionalen Verständigung, die mit starken affektiven Wertungen arbeiten, die in der Literaturwissenschaft bislang zu Unrecht vernachlässigt wurden. Zudem erhellen einschlägige Techniken der literarischen Codierung von Leichengeruch die Geschichte zeitdiagnostischer Funktionen dieses olfaktorischen Motivs, die für die kulturwissenschaftliche Forschung zu Mustern symbolischer Situationsdeutungen aufschlußreich ist. Das Buch läßt sich auch als aktueller Beitrag zur öffentlichen Gedenkkultur lesen, der eine unbezähmbare Irritation in den Vordergrund rückt, um einer Affirmation des Kriegsleidens entgegenzuwirken.

Für hilfreiche Anregungen und Hinweise danke ich Elza Adamowicz, Chris Baldick, Alan Downie, Peter Dunwoodie, Beth Guilding, Heinrich Kaulen, Andreas Kramer und Tamar Steinitz. Für Mängel ist allein der Verfasser verantwortlich.

London, im Mai 2016

F. K.

Einleitung

1. Themen- und Fragestellung

Marschner fühlte seine Kräfte erlahmen, stolperte immer häufiger, und schloß doch erschauernd die Augen vor den sich kreuzenden Blutspuren, die genau den Weg der Verwundeten zeigten. Auf einmal riß er den Kopf hoch. Ein neuer Geruch drang auf ihn ein, ein süßlicher Gestank, der immer stärker wurde, bis er, bei einer Einbuchtung der Grabenwand, die hier, nach links einschwenkend, halbkreisförmig zurücktrat, wie eine dichte Wolke vorbrach. Von Ekel geschüttelt, den Magen in der Kehle sah er sich um [...]. Nur allmählich erfaßte sein Blick das Grauen, das sich vor ihm türmte. Gefallene Soldaten lagen da [...]. Die Arme der Obenaufliegenden [...] waren schon übersät mit den bunten Flecken der Verwesung.

Hauptmann Marschner stieß einen kurzen, rülpsenden Schrei aus und torkelte vornüber. Sein Kopf erzitterte im Genick, wie haltlos geworden; seine Knie knickten ein, daß er den Boden schon auf sich zukommen sah, als plötzlich ein unbekanntes Gesicht vor ihm auftauchte, seinen Blick auf sich zog, ihm jäh wieder Haltung gab. Ein fremder Feldweibel stand vor ihm [...]. Eine Sekunde lang blieb er wie gelähmt, dann riß er den Mund auf, klatschte in die Hände, sprang in die Luft, wie ein Tänzer, und lief, ohne an eine Ehrenbezeugung zu denken, in riesigen Sprüngen davon.

[...]

In einem Graben, den Leichengeruch durchzog, der Einschlag der Granaten durchzitterte, standen zwei: jeder selbst Einsatz, und sprachen, während auch um ihre Knochen die Würfel noch rollten, von ›Menschenmaterial! Brachten dies ruchlos-schändliche Wort über die Lippen, ohne jede Empörung, als wäre es nur natürlich, daß ihr Leib nicht mehr als eine Spielmünze war in der Hand von Menschen, die sich das Recht nahmen, wie Götter zu spielen!¹

1 Andreas Latzko, *Menschen im Krieg* [1917] (Zürich: Rascher, 1918), S. 71–72 u. 79. Auf Latzkos Methode, immanente Defizite militaristischer Denk- und Handlungsweisen an Modellfällen zu entlarven, verweist Wilhelm Krull, *Politische Prosa des Expressionismus. Rekonstruktion und Kritik* (Frankfurt am Main u. Bern: Lang, 1982), S. 127–141, hier S. 129, u. ders., *Prosa des Expressionismus* (Stuttgart: Metzler, 1984), S. 78–79, und stellt dabei zu Recht die Bildlichkeit der Darstellungen in den Vordergrund. Andrew Barker, *Fictions from an Orphan State. Literary Reflections of Austria between Habsburg and Hitler* (Rochester, NY: Camden House, 2012), S. 21–33, betont die schonungslose Direktheit, mit der Latzko

Leichengeruch stößt ab, zeigt einen potentiell ekelerregenden Sachverhalt an und ruft ab einer gewissen Stärke selbst Ekel hervor. Ekel besteht in einem heftigen inneren Zwang, dasjenige fortzustoßen, dessen sinnlich aufdringliche Nähe als »eine akute Krise der Selbstbehauptung gegen eine unassimilierbare Andersheit« erfahren wird.² Ekel ist ein starker Affekt, und das Gefühl, sich an der Grenze zum Ekel zu bewegen, macht die drohende Möglichkeit jener Krise deutlich spürbar. Er kann durch Eindrücke unterschiedlicher Sinne ausgelöst werden, doch der Geruchsekel verstört auf eigentümliche Weise. Ekel, der aus dem Schmecken oder Tasten resultiert, läßt sich oft durch Aus- oder Wegstoßen körperlich abwehren, und einem ekelerregenden Anblick kann häufig ausgewichen werden. Gerüche wirken aber – bei allem Abstand von ihrer Quelle – eindringlich hautnah, und sie lassen sich nicht ohne weiteres ausblenden;³ der von ihnen ausgehende oder drohende Ekel ist nicht mit einer simplen und raschen Bewegung abzustellen, sondern wirkt intensiv *und* hartnäckig. Wer genötigt ist, in penetrantem Leichengeruch auszuharren, erfährt eine besonders intensive Kränkung des Selbstbefindens. Wenn ganze Räume für längere Dauer durch diesen Geruch geprägt sind, können Gefühle der Nähe zum Ekel sich zur belastenden Stimmung verstetigen und in einer bedrückenden ›Atmosphäre‹ Gestalt annehmen. Auch wenn die Grenze zwischen dem bloß Abstoßenden und dem schon Ekelhaften nicht immer leicht zu ziehen ist: Gestank, der mit dem Zerfall körperlichen Gewebes verbunden ist, ruft – zumindest in dem hier interessierenden Zeitraum – Emotionen hervor, die an der Ekelschwelle spielen.⁴

Im Kontext des Ersten Weltkriegs wird Leichengeruch oft als besondere Herausforderung erfahren. Als emotional intensive und hartnäckige Störung der Fähigkeit zur Selbstbehauptung kann er, wie die eingangs zitierte Passage aus Andreas Latzkos Novellenband *Menschen im Krieg* [1917] illustriert, an den Grundlagen einer gefaßten Ausübung des Kriegsdienstes zehren; als Zeichen einer vernachlässigten Totenwürde kann er zudem die rituelle Bewältigung des

Kriegsgruel thematisiert; siehe dazu auch ders., »Ein Schrei, vor dem kunstrichterliche Einwendungen gern verstummen«. Andreas Latzko: *Menschen im Krieg* (1917), in: Thomas F. Schneider u. Hans Wagener (Hg.), *Von Richthofen bis Remarque: Deutschsprachige Prosa zum I. Weltkrieg* (Amsterdam u. New York: Rodopi, 2003), S. 85–96.

2 Winfried Menninghaus, *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung* [1999] (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002), S. 7.

3 Zur Stellung des Geruchssinns zwischen Nah- und Fernsinnen siehe Mădălina Diaconu, *Tasten – Riechen – Schmecken. Eine Ästhetik der anästhesierten Sinne* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005), S. 208.

4 Schon ›leichtere‹ Geruchsbelastungen durch Körperausscheidungen werden regelmäßig als ekelhaft empfunden. Zur eindeutigen Assoziation schlechter Körpergerüche und des Gestanks von Erbrochenem mit ›disgust‹ siehe Sandra T. Weber u. Eva Heuberger, ›Smell and Be Well – Influence of Ambient Odors on Basic Emotions and Affect‹, in: Mădălina Diaconu, Eva Heuberger, Ruth Mateus-Berr u. Lukas Marcel Vosicky (Hg.), *Senses and the City. An interdisciplinary approach to urban sensescapas* (Wien u. Berlin: LIT, 2011), S. 165–188, hier S. 185.

Kriegstodes ins Wanken bringen. Bei diesen Störungen handelt es sich um historisch neuartige Probleme: der Zwang zum längeren Ausharren im Leichengeruch resultiert aus neuen Weisen der Kriegsführung im Ersten Weltkrieg, die Empfindlichkeit gegen die schmutzige Seite des Sterbens stieg im Ausgang des 19. Jahrhunderts in Deutschland, England und Frankreich merklich an, und der bürgerliche Gefallenekult kam erst im Ersten Weltkrieg zur vollen Entfaltung.⁵ Die Problematik des Leichengeruchs affiziert emotionale Grundlagen des Dienstes im ›Großen Krieg‹, und sie ist daher auch für die Literatur zum Ersten Weltkrieg von Interesse, die nach der ethischen Bedeutsamkeit typischer Kriegserfahrungen fragt. Auch Autoren späterer Generationen thematisieren diese Problematik, doch den weiter unten analysierten Texten aus dem Zeitraum von 1914 bis 1939 ist gemeinsam, daß sie nach zeitgeschichtlich bedeutsamen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs fragen, die zeitgenössische Mentalitäten stark mitprägen oder als lebendige Erinnerung nachwirken.

Dieser Band fragt nach den Bedingungen, unter denen Leichengeruch in jenen Texten der deutschen, englischen und französischen Literatur über den Ersten Weltkrieg zum Thema wird. Freilich muß zwischen einer wirklichen Wahrnehmung dieses Geruchs, der zu den potentiell ekelhaften Eindrücken gehört, und Motiven dieses Geruchs in der Literatur unterschieden werden. Anders als bildhafte Motive rufen olfaktorische Motive der Literatur wohl keine entsprechende sinnliche Vorstellung hervor.⁶ Ob fiktiver Leichengeruch Ekel erregt, hängt von den Weisen seiner Vergegenwärtigung ab, die auch durch überschießende, den Text übersteigende Tendenzen geprägt sind;⁷ im folgenden können nur adressierte Effekte solcher Motive behandelt werden, die an ihrer Gestaltung bzw. Codierung ablesbar sind. Eine »Motivgeschichte des Ekelhaft-Körperlichen« ist, wie schon Winfried Menninghaus betont hat, angesichts der

5 Philippe Ariès, *Geschichte des Todes* [frz. 1978; dt. 1980] (München: dtv, 2009), S. 700–705 u. 726–733.

6 Zum aktuellen Stand der Diskussion über die Möglichkeit »olfaktorischer Vorstellungen« siehe Diaconu, *Tasten – Riechen – Schmecken*, S. 212. Die antike Denkfigur, das Abstoßende eines Dinges werde in seinem instruktiven oder formal ansprechenden Abbild neutralisiert, läßt sich auf Gerüche, denen keine Vorstellungen entsprechen, wohl nicht übertragen: »[...] von Dingen, die wir in der Wirklichkeit nur ungern erblicken, sehen wir mit Freude möglichst getreue Abbildungen, z. B. Darstellungen von äußerst unansehnlichen Tieren und von Leichen. / Ursache hiervon ist folgendes: Das Lernen bereitet nicht nur den Philosophen größtes Vergnügen, sondern in ähnlicher Weise auch den übrigen Menschen (diese haben freilich nur wenig Anteil daran). Sie freuen sich also deshalb über den Anblick von Bildern, weil sie beim Betrachten etwas lernen und zu erschließen suchen, was ein jedes sei, z. B. daß diese Gestalt den und den darstelle. (Wenn man indes den dargestellten Gegenstand noch nie erblickt hat, dann bereitet das Werk nicht als Nachahmung Vergnügen, sondern wegen der Ausführung oder der Farbe oder einer anderen derartigen Eigenschaft.)« (Aristoteles, *Poetik* (Stuttgart: Reclam, 1994), S. 11 u. 13)

7 Vgl. dazu auch Menninghaus, S. 221–222.

Vielzahl möglicher literarischer Zugänge zu einschlägigen Themen »ungenügend, ja unmöglich«;⁸ stattdessen fragt dieser Band nach der Funktionsgeschichte eines vielfältig gestalt- und codierbaren Motivs, dessen besonders eindeutiges Ekelpotential spezifische Weisen seiner *Verarbeitung* bedingt.

An der Erfahrung entsprechender Momente, Situationen und Umwelten sind andere Sinne beteiligt, deren Wahrnehmungen bei der Analyse olfaktorischer Eindrücke nicht vernachlässigt werden dürfen; die Geschichte der kulturellen Codierung von Gerüchen verweist aber auf sinnesspezifische Problemlagen, die eine spezielle Studie zur Geruchswahrnehmung rechtfertigen. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, da medizinische Theorien über ansteckende Verwesungsgase ihre Überzeugungskraft weitgehend eingebüßt hatten und Verwesungsgerüche bereits seit gut drei Jahrzehnten auch aus säkularer Sicht als *memento mori* fungieren konnten, erweiterte sich der kulturelle Spielraum für ethisch gehaltvolle literarische Darstellungen bzw. Codierungen des Leichengeruchs; die selektive Ausrichtung dieser Arbeit auf die Literaturen dreier Sprachräume läßt sich damit rechtfertigen, daß die Forschung zur Problemgeschichte des Geruchssinns im modernen Europa vor allem Deutschland, England und Frankreich berücksichtigt hat. Wie sich zeigen wird, reagiert die deutsche, englische und französische Literatur zwischen 1914 und 1939 zum ersten Mal auf Leichengeruch als eine mögliche Belastung ethischer Einstellungen zum Krieg; mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs faßt die zeitdiagnostisch orientierte Literatur neue Probleme ins Auge, doch das Motiv des Leichengeruchs hat sich als literarisches Mittel säkularer zeithistorischer Diagnosen über denormalisierte Situationen seither behaupten können.⁹

8 Ebd., S. 195.

9 So sprechen »Jürgen Link und Rolf Parr [...] vom August 1914 als einem Ereignis, das ›einen Prozeß irreversibler Denormalisierung‹ ausgelöst habe.« (Thomas F. Schneider u. Hans Wagener, ›Einleitung‹, in: Schneider u. Wagener (Hg.), *Von Richthofen bis Remarque*, S. 11–16, hier S. 11). Dieser Prozeß scheint die kulturelle Zirkulation des olfaktorischen Symbols ›Leichengeruch‹ zu begünstigen. Link verwendet den Begriff der Denormalisierung allerdings im Rahmen einer Theorie der symbolischen Konstituierung von Normalität (ein Beispiel für divergente ›Normalitätsklassen‹ beim Umgang mit modrigem Geruch findet sich in Jürgen Link, ›Normalismus: Konturen eines Konzepts‹, in: *kultuRRévolution*, Nr. 27 (August 1992), S. 50–70, hier S. 68), während die vorliegende Arbeit lediglich einer motivgeschichtlichen Fragestellung nachgeht.

2. Forschungsstand

Die kulturhistorisch ausgerichtete Forschung hat den ›Anschlag auf die Sinne‹,¹⁰ dem Soldaten und medizinisches Personal im Ersten Weltkrieg ausgesetzt waren, im Zusammenhang mit kriegsspezifischen Lebenswelten, Wahrnehmungen, Problemen, Deutungsmustern und Darstellungsformen bereits untersucht, und sie hat dabei als einen Teilaspekt auch die Gerüche des Krieges berücksichtigt.¹¹ Eine Studie, die der Problematik von Motiven des Leichengeruchs in der Literatur über den Ersten Weltkrieg nachgeht, ist bislang jedoch nicht vorgelegt worden. Die kultur- und literarhistorisch orientierte Forschung zum Bedeutungswandel des ›Todesgeruchs‹ hat diese Problematik vernachlässigt, weil sie sich vor allem auf die fortschreitende *Desodorierung* sozialer Räume seit Mitte des 18. Jahrhunderts konzentriert. Im Interesse an Aufklärung über die mit diesem Prozeß verbundenen Disziplinierungseffekte, die mit Verlusten von Spielräumen sinnlicher Erfahrungen einhergehen,¹² hat sie jenen Geruch als Störung langfristig sinkender Ekelgrenzen analysiert, die beseitigt, stigmatisiert oder verdrängt wurde. Hans J. Rindisbacher hat gezeigt, daß sich dieser Prozeß auch auf die Geschichte literarischer Zugänge zum ›Todesgeruch‹ ausgewirkt hat; seine Übersicht olfaktorischer Wahrnehmungen in der Literatur seit dem

10 Modris Eksteins, *Rites of Spring. The Great War and the Birth of the Modern Age* (London u. a.: Bantam, 1989), S. 146, spricht vom totalen »assault on the senses«; zum Leichengeruch siehe ebd., S. 151–153, 220 u. 226.

11 Das Problem der sinnlichen Nähe zu Kriegsleichen im Ersten Weltkrieg ist eingehend behandelt worden; zur symbolischen Codierung der *sichtbaren* Kriegsleiche vgl. Christoph Rass u. Jens Lohmeier, ›Der Körper des toten Soldaten: Aneignungsprozesse zwischen Verdrängung und Inszenierung‹, in: Dominik Groß u. Jasmin Grande (Hg.), *Objekt Leiche. Technisierung, Ökonomisierung und Inszenierung toter Körper* (Frankfurt am Main u. New York: Campus, 2010), S. 271–333. Der dabei eher am Rande erwähnte Geruch von Leichen wird im Kontext der Belastung von Ichgrenzen behandelt und als Zeichen einer gestörten Bestattungspraxis angesprochen. Störungen der Abgrenzung des Ichs durch die Nähe zur Leiche behandelt Trudi Tate, *Modernism, history and the First World War* (Manchester u. New York: Manchester University Press, 1998), S. 68–69. Strategien des nachholenden rituellen Einbezugs verstörender Kriegsleichen in symbolische Ordnungen stellt Jay Winter, *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History* [1995] (Cambridge: Cambridge University Press, 2014) dar; siehe insb. S. 36, 172 u. 225–227. Zu vereinzelt Beispielen für die poetische Codierung des Leichengeruchs siehe Eksteins, S. 316 u. Winter, S. 191, 207 u. 209. Die demoralisierende Wirkung des Gestanks von Leichen betont David Trotter, ›The British novel and the war‹, in: Vincent Sherry (Hg.), *The Cambridge Companion to the Literature of the First World War* (Cambridge: Cambridge University Press, 2005), S. 34–56, hier S. 39. Zur synästhetischen Verknüpfung olfaktorischer Eindrücke vom Grabenkrieg mit dem Tastsinn siehe Santanu Das, *Touch and Intimacy in First World War Literature* (Cambridge: Cambridge University Press, 2005), S. 84.

12 Alain Corbin, *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs* [frz. 1982] (Wagenbach: Berlin, 1984), S. 279–304. Vgl. auch Herbert Marcuse, *Eros and Civilisation* [1955] (London: Abacus, 1973), S. 44.

19. Jahrhundert interessiert sich vor allem für jene Motive des Leichengeruchs, die als *Anzeichen* einer *verdeckten* Problematik verwendet werden.¹³ Eine solche Rhetorik der Entlarvung bildet das kritische Pendant zu einer Kultur, die sich Illusionen über Reinheit hingibt. Dieser Befund trifft auch auf Texte über Leichengeruch in der reodorierten Wirklichkeit nationalsozialistischer Vernichtungslager zu, der häufig als Zeichen einer Macht dargestellt wird, die ihre genozidale Praxis verdeckt und entsprechende Gefälle von ›Normalität‹ okkasionell verdrängt; der Gestank wird – bei aller manifesten Gewalt – zum Index einer verdeckten Gefahr (bzw. Schuld), die es zu erschließen (bzw. auszublen-den) gilt.¹⁴ Selbst wenn die Herkunft des Geruchs brennender Leichen im Lager offenkundig ist, verrät er eine weitgehend abgeschirmte Praxis der Vernichtung: »In front of us, those flames. In the air, the smell of burning flesh. It must have been around midnight. We had arrived. In Birkenau.«¹⁵

Die Gegenwartskunst greift ›Todesgeruch‹ ebenfalls als decouvrierendes Zeichen im Kontext von Problemen der Desodorierung und Verknennung auf. Die Verdrängung der oft ohne Angehörige verstorbenen Mitmenschen aus dem Alltagsbewußtsein hat die mexikanische Künstlerin Teresa Margolles dazu veranlaßt, deren Geruch mit technischen Mitteln in den Horizont der Erfahrung zurückzuholen: ihre Kunstaktion *Vaporización* [2002] setzte die Besucher des Museums bzw. der Galerie einer nebeligen Atmosphäre aus versprühtem Leichenwaschwasser aus.¹⁶ Darstellungen der Wahrnehmung von Leichengeruch in der Literatur zum Ersten Weltkrieg kommen dem Interesse an Geruchszeichen, die Verborgenes andeuten, indessen kaum entgegen:¹⁷ die Herkunft des an der Front offenkundigen Geruchs ist – abgesehen vom ersten Eindruck – geheimnislos. Auch wenn der Geruch öffentlich beschwiegen und im Rückblick zum Teil verdrängt wird: seine literarische ›Entlarvung‹ gibt – wenigstens aus profaner

13 Hans J. Rindisbacher, *The Smell of Books. A Cultural-Historical Study of Olfactory Perception in Literature* (Ann Arbor, MI: University of Michigan Press, 1992), S. 133, 136, 200 u. 239–281.

14 Rindisbachers grundlegende Studie klammert die Texte über den Ersten Weltkrieg aus; er merkt zwar an, daß ein Überblick über die Geschichte des ›Todesgeruchs‹ in der europäischen Literatur auch Autoren wie Ernst Jünger zu berücksichtigen hätte, doch im Rahmen seiner breiter angelegten historischen Skizze kann er diesem Thema nicht weiter nachgehen (siehe ebd., S. 201, Fn. 94, u. 239–267). Zum Ekel als intuitivem Erkenntnismittel in Friedrich Nietzsches Hermeneutik des Verdachts gegen die Maßgeblichkeit der Alltagsbelange siehe Menninghaus, S. 248–249.

15 Elie Wiesel, *Night* [frz. 1958] (New York: Hill and Wang, 2006), S. 28.

16 Siehe Diaconu, *Tasten – Riechen – Schmecken*, S. 267–268.

17 Anders verhält es sich bei der olfaktorischen Kommunikation: um gegen eine desodorierte Erinnerungskultur anzuarbeiten, hatte die Duftdesignerin Sissel Tolaas 2011 im Auftrag des Militärhistorischen Museums Dresden die Gerüche des Ersten Weltkriegs nachkonstruiert und dabei auch Leichengeruch berücksichtigt (siehe Wolfgang W. Merkel, ›Die Frau, die den Duft von Berlin erkundet‹, in: *Berliner Morgenpost*, 12. August 2013).

Sicht – keine Rätsel auf, sondern spricht von den Folgen eines vielleicht verzerrten, aber unverborgenen Sterbens.

3. Methodischer Ansatz

Ob Motive des Leichengeruchs in der Literatur über den Ersten Weltkrieg auftauchen, hängt teils davon ab, ob die Voraussetzungen für solche Eindrücke überhaupt bestanden. Wer realistisch gesinnt vom Kriegsdienst bei Frostwetter oder einer Kriegsführung erzählt, die es erlaubt, die Toten zu bestatten oder rasch in bislang unumkämpftes Gelände vorzustoßen, mag für solche Motive keine Verwendung finden. In den weiter unten behandelten Texten liegt der Einsatz solcher Motive aber – von zwei Ausnahmen abgesehen¹⁸ – im Ermessensspielraum der Autoren. Auswahl, Gestaltung und Codierung der Motive hängen vor allem davon ab, ob deren Wirkungen, die nahe, auf oder jenseits der Ekelschwelle spielen, zu den emotionalen Effekten passen, die mit den Texten an die Leser adressiert werden sollen. Daher sei zunächst nach den typischen Emotionen gefragt, die mit der Gattung der Kriegserzählung verbunden sind. Für die Zwecke dieser Arbeit empfiehlt es sich, die ethische ›Gestimmtheit‹ der Texte in den Vordergrund zu stellen; den einzelnen Spielarten dieser Gestimmtheit lassen sich, wie zu zeigen ist, typische Weisen der Verarbeitung von Problemen des Geruchsekels zuordnen.

3.1 Prosa zum Ersten Weltkrieg: emotionale Perspektiven

Burkhard Meyer-Sickendiek ist der Geschichte der prägenden Wirkung von Emotionen auf spezifische literarische Gattungen nachgegangen; das Kriegsepos, zu dem er Homers antikes Versepos *Ilias* [8. Jh v. Chr.], einen modernen Roman wie Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* [1929] und Filme wie *Apocalypse Now* [1979] und *Pearl Harbor* [2001] rechnet, bringt er mit dem – als historisch wandelbar begriffenen – Affekt des Zorns in Verbindung.¹⁹ Eine Gattung wird durch spezifische Emotionen geprägt, wenn sie einem ›Kernthema‹ gewidmet ist, das mit Blick auf ein ›Schlüsselszenario‹ ausgelotet wird, welches im Lichte typischer Emotionen wahrgenommen wird.²⁰ Meyer-Sicken-

18 Siehe Kap. II. 1.1) u. 3.1).

19 Burkhard Meyer-Sickendiek, ›Einleitung: Was heißt Affektpoetik?‹, in: ders., *Affektpoetik. Eine Kulturgeschichte literarischer Emotionen* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005), S. 9–75, hier S. 12; zum Zusammenhang von »Zorn« bzw. »Ärger« mit Kampf, Angriff und Feindschaft siehe ebd., S. 32.

20 Ebd., S. 45–58.

diek unterscheidet zwischen Affekten, Gefühlen und Stimmungen: Affekte sind eher kurz und heftig und schließen einen starken, potentiell überwältigenden Antrieb zum Handeln ein; Gefühle nehmen einen Sachverhalt im Lichte emotionaler Wertungen wahr und können als Gründe möglicher Handlungen dienen; und Stimmungen sind eigensinnige innere Zustände im Hintergrund konkreter Situationsbezüge. Stimmungen sind auf übersituative Verhaltensspielräume bezogen, deren Bewertung bei flüchtiger Stimmung jedoch auch umkippen kann; eine Stimmung, die den Besonderheiten einer Umwelt entspricht, kann in einer räumlichen ›Atmosphäre‹ Gestalt annehmen.²¹

Der Ansatz, das Kriegsepos mit dem ›Kernthema‹ der Verletzung legitimer Ansprüche durch verwerflichen Machtgebrauch, dem ›Schlüsselszenario‹ des bewaffneten Angriffs auf gewaltbereite Feinde und dem dafür typischen Affekt des Zorns zu verknüpfen, paßt gewiß auf die *Ilias*. Die Krieger beider Seiten kämpfen zornig gegen Feinde, durch die sie sich in ihrer Ehre verletzt sehen, und dieser emotionale Aspekt leitet auch den Umgang mit den Kriegstoten, geht es doch darum, eigene Gefallene ehrenvoll zu bestatten und Ehrlose den Tieren zum Fraß vorzuwerfen. Anzeichen der Verwesung werden eher mit Scheu betrachtet: von Leichen, die Hunden oder Vögeln zum Fraß werden, ist zwar des öfteren die Rede, aber deren Moder wird nur selten angesprochen (4. 237; 11. 395),²² und Angehörige sind vor allem besorgt, daß verwesende Tote nicht sichtbar entstellt sind (19. 26–27; 24. 414). Gegenüber der Welt der Toten sind auch ›repulsive‹ Affekte angemessen: der Anblick der Unterwelt ist »selbst den Göttern ein Abscheu« (20. 65). Doch selbst wenn nach der Schlacht nicht jeder Tote mehr erkennbar ist (7. 424) und manche Leichen des Feindes geschändet werden: den kampferprobten Beteiligten erscheint der Krieg gerade nicht als irdische Entsprechung der Unterwelt. Bestattungsrituale bleiben – den Umständen entsprechend – weitgehend intakt: um die Toten »traurigen Herzens« (7. 428 u. 431) im Feuer zu bestatten oder Asche und Knochen eines edlen Kriegers in einem Urnengrab beisetzen zu können (24. 657–658), werden Kampfhandlungen bisweilen ausgesetzt. Im Streit um Patroklos' Leiche wird die Ermöglichung bzw. Vereitelung seiner ehrenhaften Beisetzung sogar zum Zweck des Kampfes. Zornige Behauptung der verletzten Ehre im Namen eines Ethos, das den trainierten Männerkörper feiert, religiöse und soziale Pflichten gegenüber den Toten anerkennt und sich der Vergänglichkeit des bereits toten Körpers nicht eingehend zuwendet: mit Blick auf diesen Komplex von Affekten und sozialen bzw. religiösen Werten läßt sich auch der Zugang zur Kriegsleiche

21 Ebd., S. 28–31.

22 Zit. n. Eduard Stemplinger (Hg.), *Homers Werke in zwei Teilen* (Berlin u. a.: Bong, o. J.), Erster Teil: *Ilias*, unter Angabe des Gesangs und der Verszeile im laufenden Text.

erhellen.²³ Auf die weiter unten behandelten Erzählungen zum Ersten Weltkrieg paßt ein Ansatz, der den Zorn in den Vordergrund stellt, aber nur mit Einschränkung. Zum einen schließen sie auch Texte über Erfahrungen von medizinischem Personal ein, die das Schlüsselszenario des Kriegsepos bestenfalls im übertragenen Sinne (als Kampf gegen den drohenden Tod) ausloten, und zum anderen ist der Alltag der Kombattanten des Ersten Weltkriegs eher gelegentlich von Zorn geprägt,²⁴ ohne von ihm dominiert zu werden. Meyer-Sickendieks Randbemerkung zur Affektpoetik des Kriegsepos berührt wichtige Aspekte einzelner Erzählungen zum Ersten Weltkrieg, doch das ›Kernthema‹ der modernen Kriegserzählung verdankt sich einer anderen Problematik, deren emotionale Bedeutung von andersartigen ethischen Gestimmtheiten der Beteiligten abhängt.

Gewiß, die Prosa zum Ersten Weltkrieg handelt von Versuchen und Folgen der militärischen (oder medizinischen) Abwehr lebensbedrohlicher Gefahren im Kriegsdienst, die sich teils in Schlüsselszenarien der Selbstbehauptung durch Angriffe (oder rettende Eingriffe) niederschlagen. Die Stimmungen, von denen die Erzählungen über den Ersten Weltkrieg geprägt sind, verweisen aber auf einen Dienst, in dem Schlachten und andere außerordentliche Aktionen nur Höhepunkte eines oft monotonen Alltags darstellen, in dem Fremdbestimmung und Enttabuisierung auf eigentümliche Weise verschränkt sind. Für führende Krieger der Antike, die in Schlachten zornentbrannt ihre Ehre behaupten, ist die Ausübung militärischer Gewalt selbstverständlicher Bestandteil ihrer Lebensform. Für die Frontkämpfer in Heeren Anfang des 20. Jahrhunderts stellt sich die Lage anders dar: der dienstliche Zwang zum Gehorsam setzt das ethische Empfinden friedensspezifischer Lebensformen teils außer Kraft, während die Wahrnehmung von Gewalt und ihren Folgen mit Gefühlen einer ethischen Grenzüberschreitung einhergeht.²⁵ Das ›Kernthema‹ jener Erzählungen besteht in ethisch bedeutsamen Anpassungen der Lebensform an den Kriegsdienst, und der besondere emotionale Gehalt entsprechender Szenarien hängt von den ethischen ›Schlüsselfragen‹ der Darstellungsperspektive ab.

Wer die Kriegspraxis als Fortsetzung eines friedensspezifischen Ethos mit veränderten Mitteln betrachtet und fragt, wie sich das eigene Wollen am besten harmonisch auf die Anforderungen des Kriegslebens abstimmen läßt, betont kränkungsfree Sozialkontakte unter Kameraden und eine ›anständige‹ Haltung zum Feind. Wer versucht, das Leben im Krieg möglichst unbeschadet zu ge-

23 Zu den kulturellen Grundlagen dieser Haltungen siehe Klaus Freitag, ›Zwischen religiösen Tabus, ökonomischen Rahmenbedingungen und politischer Instrumentalisierung: Das schwierige Verhältnis der Griechen zum toten Körper‹, in: Groß u. Grande (Hg.), *Objekt Leiche*, S. 39–77, hier S. 70–72.

24 Siehe dazu Kap. II. 6.1).

25 Das gilt auch für Angehörige militärischer Führungsschichten, die diesen Wandel begrüßen.

nießen, stellt den belastenden Zumutungen des Krieges die glücklichen Momente sinnlicher Lebensfreude gegenüber. Wer fragt, wie das Überleben durch reibungsloses Funktionieren des Einzelnen trotz intensiver Belastung in Ausnahmesituationen gesichert werden kann, stellt die Sachlichkeit des diszipliniert agierenden Soldaten in den Vordergrund. Wer das Tötungsgebot als moralisches Skandalon empfindet, nimmt das Kriegsleben als inhumanen Zwang wahr. Wer den Krieg als beständige Gefährdung eines möglichen guten Lebens in Frieden wahrnimmt, ist für Kontraste von Lebensbejahung und -zerstörung im Kriegsdienst empfindlich. Und wer den Kriegsdienst als eine teils abstoßende Notwendigkeit erlebt, fragt auch nach dem verdeckten Sinn des Widerwärtigen. Diese Reihe von Aspekten erfaßt die möglichen darstellungsleitenden Fragen von Erzählungen zum Ersten Weltkrieg weder vollständig noch systematisch; sie umreißt lediglich die dominanten Blickwinkel der weiter unten behandelten Texte, die – ohne Anspruch auf Repräsentativität – ausgewählt wurden, um die Suche nach Beispielen für Motive des Leichengeruchs auf eine möglichst breite Vielfalt kanonischer und vergessener Erzählungen zu stützen.

Diese Grundhaltungen zur ethischen Diskrepanz zwischen friedens- und kriegsspezifischen Lebensformen entscheiden über die Arten der Stimmung, die in der Literatur über Kriegsdienste vorherrscht; wie sich zeigen wird, sind diese Stimmungen oft kriegsgläubig, schelmisch, sachlich, entrüstet, alarmiert oder apotropäisch²⁶ gefärbt. Die Kriegserzählungen bilden – im Unterschied zu den Kriegsepen, in denen der Affekt des Zorns vorherrscht – keine affektpoetisch homogene Gattung. Sie lassen sich je nach Grundhaltung zum Kriegsdienst besonderen Typen der ethischen Gestimmtheit zuordnen, deren emotionale Ausprägung auch intern erheblich variieren kann. Mit der Verlagerung des methodischen Akzents von den ›Schlüsselszenarien‹ einer affektpoetisch begründeten Gattung auf die ›Schlüssel Fragen‹ einer problemgeschichtlich definierten, vielfältig ›gestimmten‹ Gattung soll das Verdienst von Meyer-Sickendiecks Ansatz nicht geschmälert werden; bei der Analyse rhetorischer Verwendungen affektiv wirksamer Geruchsmotive hilft er aber nur bedingt weiter. Überdies sind jene ›Schlüssel Fragen‹ teils auch in Gedichten und Dramen wirksam; dieser Band konzentriert sich nur deshalb auf die Erzählprosa, weil Geruchslandschaften mit Kriegsleichen dort tendenziell auf komplexere Weise dargestellt werden als in anderen Gattungen.

26 Apotropäisch sind Handlungen, die Unheil mit Symbolen abzuwehren suchen; in der Literatur zum Ersten Weltkrieg geht es dabei allerdings meist nicht um magische Riten, sondern um eine sprachliche Umdeutung von Anzeichen des Unheils in Symbole eines Sinns, der das Leiden an aktuellen Belastungen entschärft.

3.2 Leichengeruch und ethisch ›gestimmte‹ Geruchslandschaften

An der Evokation ethisch bedeutsamer Stimmungen in der Prosa zum Ersten Weltkrieg sind olfaktorische Motive beteiligt, die besondere literarische Geruchslandschaften hervorbringen; ob und in welchen Spielarten auch Motive des Leichengeruchs in solche *smellscapes* passen, hängt mit deren ethischen Gehalten eng zusammen. Mit Blick auf Motive des Leichengeruchs empfiehlt es sich in der Regel, eher von Geruchslandschaften als von ›Atmosphären‹ zu sprechen,²⁷ denn nur selten prägt jener Geruch ganze ›Stimmungsräume‹ von Akteuren; meist handelt es sich um eine Eigenschaft, die nur für besondere Orte des ›Handlungsraumes‹ oder einzelne Situationen typisch ist und eher lokale Gefühle oder momentane Affekte hervorruft.²⁸ Oft unterstreichen Geruchsmotive die Gestimmtheit des Textes nur; in Fällen, in denen solche Motive den ›Stimmungsraum‹ prägen, ist die Rede von ›Atmosphären‹ allerdings legitim.

In der *Ilias* gestalten olfaktorische Motive noch keine Geruchslandschaft; Gerüche werden als besondere Erkennungszeichen eingesetzt. Als Hephaistos den Achilleus vor den aufwallenden Fluten des Flusses Xanthos schützt, indem er sie mit Gluthitze zum Verdunsten bringt, gehen auch tote Trojer im Feld und Pflanzen am Ufer in Flammen auf, doch der Geruch brennender Leichen wird nicht erwähnt, »duftender Galgant« (21. 351) dagegen wohl. Schlechte Gerüche werden auch nicht angesprochen, als Aias beim Wettlauf gegen Odysseus mit Nase und Mund in Unrat und ›Kot‹ geschlachteter Stiere fällt, was die Mitstreiter heiter zur Kenntnis nehmen (23. 777, 781 u. 784). Düfte werden benannt, wo es um Opfer, Altäre, Götter, reizvolle Göttinnen und Ambrosisches oder – seltener – um Kammern mit kostbaren Kleidern oder den Busen einer Sterblichen geht (1. 317; 3. 382 u. 385; 6. 288 u. 483; 8. 48 u. 549–550; 14. 172, 174, 176 u. 288; 15. 153; 23. 148 u. 187; 24. 70 u. 191). Geruch kennzeichnet die Macht des Heiligen und des Erotischen, die als einander ergänzende Seiten eines zugleich ehrwürdigen und sinnlich erfüllten Lebens gelten. Schlachtgestank verdient aus der Sicht entsprechender Werte keine Erwähnung, so sehr die Krieger auch schwitzen (10. 572), mit blutiger Beute hantieren (10. 570), Staub und Blut an sich tragen (23. 41) und mit Hufen angespannter Pferde und Rädern ihrer Wagen die Leichen am Boden zermalmen (11. 535–537; 20. 394). Der Geruchsekel vor *modernden* Leichen ist hingegen kein Thema, da er – im Unterschied zur ekel-

27 Zur terminologischen Unterscheidung von ›Geruchslandschaft‹ und olfaktorischer ›Atmosphäre‹ siehe Mădălina Diaconu, ›Mapping Urban Smellscapes‹, in: dies., Heuberger, Mateus-Berr u. Vosicky (Hg.), *Senses and the City*, S. 223–238, hier S. 227–229. Der Begriff der ›Atmosphäre‹ knüpft an Hubert Tellenbach an; siehe dazu Diaconu, *Tasten – Riechen – Schmecken*, S. 200–202.

28 Zu diesen und weiteren Differenzierungen des ›gelebten Raumes‹ siehe Bernhard Waldenfels, *In den Netzen der Lebenswelt* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985), S. 195–198.

haften Verwundung bzw. Zerstückelung von Feinden und zur Schleifung ihrer Leichen – bloßen Abscheu erregen würde, ohne die Lebenspraxis zu erhellen oder Zorn zu befriedigen.

In der Literatur zum Ersten Weltkrieg wird der Geruch jedoch häufig in seiner dreifachen Funktion als Index seiner Quelle, Auslöser innerer Zustände und ethisch bedeutsamer Eindruck genutzt, um die Leser auf Umstände einzustimmen, deren Bedeutsamkeit gleichsam in der Luft zu liegen scheint und nun kritisch oder zustimmend in Szene gesetzt wird. Der Leichengeruch als abstoßende Erfahrung an der Schwelle zum Ekel kann, wie bereits erwähnt, körperlich und emotional besonders eindringliche und hartnäckige Dissonanzen auslösen,²⁹ die im Ersten Weltkrieg an ethische Grundhaltungen zum Dienst und zum Tod im Krieg rühren³⁰ – und nur unter bestimmten Voraussetzungen in eine literarische Geruchslandschaft passen:

- (i) Zu kriegsgläubigen Stimmungen, in denen eine *harmonische* Einheit von Wollen und Sollen gefeiert wird, paßt der Ekel nicht;³¹ sie erlauben nur Abstoßendes, das ungekränkt ertragen oder souverän auf Abstand gehalten werden kann. Der Zwang zum Ausharren in einer Geruchslandschaft der Verwesung darf hier nicht direkt angesprochen werden; bevorzugt werden Motive heimatlicher Gerüche, die eine Kontinuität zwischen Frieden und Krieg suggerieren, während der verkraftbare Gestank des Kriegslebens einem unterlegenen Anderen zugeschrieben wird.
- (ii) Schelmische Stimmungen rechnen mit einer Fremdbestimmung, die listig unterlaufen werden muß; der Ekel der Anderen wird ebensowenig zum Problem wie der eigene Ekel, der sich durch Lachen verwinden läßt. Unausweichlicher Leichengestank ist – im Unterschied zu den eher flüchtigen Fäkalgerüchen³² – aber körperlich so abstoßend, daß auch dem Schelm das Lachen im Halse stecken bliebe. In Schelmenromanen werden Quellen jenes Gestanks zwar nicht verschwiegen, doch seine olfaktorische Wirkung auf

29 Die Funktionen des Geruchs als Gefahrenzeichen und als Auslöser intensiver Emotionen, die – vermittelt durch das Langzeitgedächtnis für Gerüche – in starke handlungsleitende Wertungen münden, zählen in der Geruchsforschung zu den zentralen Funktionen dieses Sinns; siehe Matthias Laska, ›The Human Sense of Smell – Our Noses are Much Better than We Think!‹, in: Diaconu, Heuberger, Mateus-Berr u. Vosicky (Hg.), *Senses and the City*, S. 145–153, hier S. 145–147.

30 Im öffentlichen Gedenken nach 1918 treten diese Aspekte teils auseinander. Zu einer Gedenkform, die den modernen Kriegstod als entwürdigend betrachtet und die Kameradschaft der Frontsoldaten heiligt, siehe Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006), S. 27–29.

31 Eine kriegsgläubige Stimmung, die disharmonische Gefühle bejaht, kann – wie in Kap. III. 1. zu zeigen ist – auch Darstellungen von Leichengeruch verkraften.

32 Zur Verbindung von Heiterkeit und Fäkalmotiven siehe Meyer-Sickendiek, S. 73.

- den Protagonisten wird zugunsten seiner leichtfüßig-verkappten Selbstbehauptung eigentümlich heruntergespielt.
- (iii) In einer sachlich gestimmten Atmosphäre stört weder das Zwanghafte noch das Abstoßende des Ekels; zum Problem wird die mit ihm verbundene Selbstbehauptungskrise, der mit einer erhöhten Toleranz für oder einer reduzierten Empfindlichkeit gegen die Nähe irritierender Eindrücke begegnet wird. Dabei handelt es sich nicht um den Abbau von Schamgrenzen zugunsten perverser Genüsse,³³ sondern um eine Reduzierung negativer Affekte.
- (iv) In einer Stimmung, die durch moralische Entrüstung über das erlaubte Töten geprägt ist, wird ekelhafter Leichengestank hingegen zum geeigneten Mittel der emotionalen Verständigung: der Geruch zeigt einen unbestatteten Toten an, dem der Status als Symbol einer sozial anerkannten, mithin menschenwürdig beigesetzten Person vorenthalten wurde, und verweist auf ein Stadium körperlicher Deformation, das eine solche Symbolik nicht mehr erlaubt.³⁴ Als Index und Symbol des entwürdigenden Umgangs mit dem menschlichen Leib unterstreicht der Leichengeruch das Skandalon des Krieges in einer abscheuerregenden Weise, die dem Gegenstand ethisch angemessen scheint.
- (v) Häufig wird Leichengeruch als Auslöser von Gefühlen der Alarmierung zum Thema; als abstoßendes Zeichen der Todesgefahr gemahnt er an die Gefährdung eines lebenswerten Lebens durch den Krieg. Diese Gefühle sind unabhängig davon, ob der Kriegsdienst gemieden oder willig bzw. unwillig verrichtet wird, und so passen sie zu einer Vielzahl ethischer Einstellungen und Geruchslandschaften; gemeinsam ist den Texten, in denen jene Gefühle dominieren, aber die vitale Gestimmtheit, zu einem sinnlich erfüllten Leben, das mit entsprechenden Wohlgerüchen beschworen wird, betont »Ja zu sagen.
- (vi) Ähnlich vielfältig sind Texte, die apotropäische Neigungen thematisieren: dem erzwungenen Ausharren in abstoßenden oder ekelhaften *smellscapes* der Verwesung wird ein verborgener Sinn zugeordnet, der das Unheil, auf das der bloße Eindruck verweist, abwehrt oder lindert. Der Leichengestank wird zum Zeichen eines Sinns stilisiert, der dem Abscheu, den er auslöst, die Spitze nimmt. Bei allen Unterschieden in der ethischen Ausrichtung geben diese Texte einer gefaßten, zur Aufopferung bereiten Stimmung Ausdruck, die in Momenten einer außergewöhnlichen Verstörung apotropäisch eingefärbt ist.

33 Siehe dazu ebd., S. 23–28.

34 Zum Zusammenhang von »Defiguration« und »Desymbolisierung« der verwesenden Leiche siehe auch Menninghaus, S. 473–474.

Diese Gestimmtheiten entscheiden nicht nur über Auswahl, Gestaltung und Codierung von Motiven des Leichengeruchs; sie regeln auch, auf welchen Arten von Emotionen der Schwerpunkt der Darstellung liegt. Aus dieser Sicht erhellen die Befunde zur Signifikanz jener Geruchsmotive zugleich Aspekte umfassenderer Strategien emotionaler Verständigung. Um Zusammenhänge der Gestimmtheiten mit thematischen Emotionen zu skizzieren, sei auf die affekttypologischen Begriffe zurückgegriffen, die Meyer-Sickendiek bemüht, wenn er Lyrik, Drama und Prosa aus ›affektpoetischer‹ Sicht unterscheidet.³⁵ Die moderne Prosa, die von offenen Spielräumen der Erfahrung in einer kontingenten Welt handelt, ist laut Meyer-Sickendiek mit ›expektatorischen‹ Gefühlen befaßt, die auf eine ungewisse Zukunft in einem narrativ entfalteten Zusammenhang bezogen sind. Die Lyrik ist dagegen eher mit ›plenischen‹ Emotionen beschäftigt, die sich auf ein Szenario beziehen, das bereits abgeschlossen ist. Dramen sind indessen auf ›interaktive‹ Emotionen spezialisiert, die sich mit der Übernahme sozialer Rollen einstellen. Die ›repulsiven‹ Affekte, die auf die Abwehr ihres Anlasses zielen, sind dagegen in einzelnen Untergattungen zu finden, in denen Techniken der ästhetischen Deformation vorherrschen. In all diesen Fällen handelt es sich freilich um die *dominanten* und *gattungsprägenden* Emotionen, die aus einer komplexeren Vielfalt emotionaler Belange, Themen und Effekte herausragen.

Die vorliegende Arbeit, die nach ethisch gehaltvollen Stimmungen fragt, die über Spielräume für den Einsatz eines einzelnen Motivs mit repulsiver Wirkung entscheiden, stellt andere emotionale Aspekte in den Vordergrund. Die Unterscheidung expektatorischer, plenischer, interaktiver und repulsiver Emotionen greift aber bei den zentralen Gefühlen, die mit den ethischen Haltungen verbunden sind. Kriegsgläubig harmonisierende Texte betonen plenische Gefühle der bereichernden Pflichterfüllung, schelmische Texte heben den beständigen Wechsel plenischer, repulsiver und expektatorischer Gefühle hervor, sachliche Texte stellen interaktive Gefühle des abgeklärten Funktionierens und scharfsinnigen Aufmerkens in den Vordergrund, entrüstete Texte unterstreichen repulsive moralische Gefühle, alarmierte Texte arbeiten den Kontrast plenischer und repulsiver Emotionen über sinnliche Eindrücke heraus, und apotropäisch gestimmte Texte binden repulsive Affekte in plenische, interaktive oder expektatorische Gefühle ein. *Diese* Effekte sind allerdings nicht an bestimmte Gattungen gebunden, sondern kennzeichnen ein heterogenes Bündel wichtiger Strategien emotionaler Verständigung, die an der Gestaltung literarischer *smellscapes* maßgebend beteiligt sind.

35 Meyer-Sickendiek, S. 58.

4. Perspektiven literarhistorischer Ekel- und Geruchsforschung

Bei den skizzierten Ein- und Ausschlüssen, Gestaltungen und Codierungen von Leichengeruchsmotiven handelt es sich mithin um Operationen im Dienste emotional wirksamer Weisen der Verständigung über die ethische Bedeutsamkeit des Kriegsdienstes; die Techniken, die diese »Prozessierung des Ekelhaften«³⁶ kennzeichnen, sind aber derart verschieden, daß sie sich nur additiv auf-fächern lassen, und da die hier berücksichtigten Texte nur einen nicht-repräsentativen, heuristisch relevanten Ausschnitt der Literatur zum Ersten Weltkrieg erfassen, wäre es auch verfrüht, nach einer Typologie der Techniken zu fragen.³⁷ Das Fazit, das aus diesem heterogenen Befund gezogen werden kann, betrifft die Methoden und Ansätze, mit deren Hilfe sich die Geschichte literarischer Prozessierungen des Ekelhaften schreiben ließe.

Dieses Projekt ist, wie Menninghaus zu Recht feststellt, mit einer Überfülle beliebig anmutender Beispiele für eine überschaubare Anzahl ästhetischer Grundhaltungen zum Ekelhaften konfrontiert. Bei der Suche nach historischen Regelmäßigkeiten müßte vielmehr mikrologisch verfahren werden: im Schnittpunkt der Problemgeschichte einzelner Themen (wie der Verwesung unbestatteter Kriegsleichen), Textsorten (wie der zeitdiagnostischen Prosa zum Ersten Weltkrieg) und ihrer Gestimmtheit (hier im Bezug auf Übergänge von der Friedenspraxis zum Kriegsdienst) öffnen sich spezifische Spielräume der Wahl, Gestaltung und Codierung einzelner Motive mit Ekelpotential (wie des Leichengeruchs). Dieses Modell paßt auch auf Texte, die einzelnen Spielarten des Ekelhaften aus ästhetisch gestimmter Sicht im Zusammenhang spezifischer Problembezüge (wie der transgressiven Lust an der Zerstörung des Schlechten), Textsorten (wie dem avantgardistischen Manifest) und Motive (wie des Fäulnisgeruchs) nachgehen;³⁸ im folgenden geht es jedoch um eine Reihe *ethisch*

36 Menninghaus, S. 21.

37 Oskar Kokoschka fiel im Ersten Weltkrieg nach einem Kopfschuß in Ohnmacht, wurde vom Gestank der herausgequollenen Gedärme eines Russen wieder zu Bewußtsein gebracht und mußte erleben, wie ein russischer Soldat versuchte, ihn kurz nach dem Erwachen mit einem Bajonettstich in die Brust zu töten (Oskar Kokoschka, *Mein Leben* [1971] (Wien: metroverlag, 2007), S. 151–154, hier S. 152). In dieser Situation unterstreicht der Gestank des wohl bereits toten Russen eine völlig passiv erlittene, schmerzhaft Lebensbedrohung; anschließend fällt Kokoschka der auf eine erotische Situation verweisende Geruch von Mimosenpollen ein, aber dem unter (v) skizzierten Muster fügt sich die Erzählung allenfalls punktuell. Ob Kokoschkas Ansatz auf Tendenzen verweist, die eher für die nach 1939 erschienene Literatur typisch sind, wäre erst noch zu klären.

38 So stellt der Dadaist Raoul Hausmann der »faulende[n] Pest« der moralisierenden Kunst die »Heiligkeit des Sinnlosen« gegenüber; die Psychoanalyse mindere die Formen der Kunst aber nur »auf ein Niveau des Mittelstandes, der übelriechenden Lauheiten des in sich beständig gelatineartigen Zitterns des Sumpfes« herab. »Diese schleimblasentreibenden Tröpfe einer ekelhaften Verwandlungsfähigkeit«, die sich am Eigensinn alles Einzigartigen verge-

motivierter Verarbeitungen des Ekelhaften durch Ausschluß, Neutralisierung oder Semantisierung.

Die mikrologische Ausrichtung solcher Studien braucht nicht zu einer Atomisierung ihres Gegenstandsbereichs zu führen; ihre Befunde ließen sich, wie in Kap. III zu zeigen ist, mit Blick auf die literarische Funktionsgeschichte besonderer Motivtypen zusammenführen; so hat sich die Verwendung von ethisch codierten Motiven des Leichengeruchs zum Zwecke der säkularen zeitgeschichtlichen (oder historischen) Diagnose über eine denormalisierte (oder fremdartige) Situation in der Literatur seit dem Ersten Weltkrieg in oftmals komplizierten Varianten durchsetzen können. Rindisbachers Einsicht, daß Fragen zur Kulturgeschichte der Geruchswahrnehmung auf eine methodisch nur schwer zu bewältigende Vielzahl von Kontexten verweisen, bestätigt sich aber auch in dieser Studie: »The investigation of the olfactory is the investigation of everything else.«³⁹ Selbst wenn es zu einer »olfaktorischen Wende« in der literarhistorischen Forschung käme: am Problem, tendenziell mikrologische Befunde zu einzelnen Motiven überzeugend zueinander in Beziehung zu setzen, würde sich wenig ändern. Während sich im Feld des Geruchsekels regelhafte Bezüge von Wahrnehmungen und »basic emotions« zeigen, deren Varianten sich in historischen Reihen nachzeichnen lassen, fallen emotionale Wirkungen anderer Gerüche teils sehr unterschiedlich aus;⁴⁰ allerdings kann Literatur solche regelhaften Bezüge bei der symbolischen Strukturierung von Problemlagen auch selbst konstruieren.

hen, sind daher zu zerstören: »Ertränken wir sie im Unflat ihrer so gräßlich ernsthaften sechzigbändigen Werke!« (Raoul Hausmann, »Pamphlet gegen die Weimarerische Lebensauffassung«, in: Richard Huelsenbeck (Hg.), *Dada. Eine literarische Dokumentation* [1964] (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1984), S. 37–39, hier S. 37 u. 38)

39 Rindisbacher, S. v.

40 Weber u. Heuberger, S. 185.

I. Historische Hintergründe

Die kulturelle Codierung des Leichengeruchs als Zeichen von Tod und Gefahr hat eine lange Tradition (1.). Die Ekelschwelle, an der er als Zumutung gilt, ist jedoch historisch variabel. Erst zwischen 1750 und 1880 wurde der öffentliche und häusliche soziale Raum zunehmend von abstoßenden Gerüchen gereinigt; die Schwelle der Toleranz für Gestank sank dabei erheblich (2.).¹ Zudem gelten unangenehme Gerüche, die das Sterben begleiten, seit dem Ende des 19. Jahrhunderts oft als peinlich-schmutzige, schamhaft zu maskierende Seite des Todes.² Diese Empfindlichkeiten wurden vom Bürgertum zunächst in Friedenszeiten kultiviert; erst im Ersten Weltkrieg führen sie zur Erfahrung, daß Leichengeruch patriotische Ideen vom heroischen Kampf und Sterben erschüttern kann (3.). Auch der im ausgehenden 19. Jahrhundert erweiterte Spielraum für symbolische Codierungen des Geruchs von Kriegsoffern wird erst im Ersten Weltkrieg genutzt: im deutsch-französischen Krieg (1870–71) wirken noch medizinische Ansichten nach, die bei Auslegungen des Gestanks seit dem 18. Jahrhundert im Vordergrund standen (4.–5.).

1 Alain Corbin, *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs* [frz. 1982] (Wagenbach: Berlin, 1984).

2 Philippe Ariès, *Geschichte des Todes* [frz. 1978; dt. 1980] (München: dtv, 2009), S. 726–733. – Diese Schamgrenzen schlagen auch auf aktuelle Diskussionen zum Thema ›Leiche‹ durch. Texte und Filme, die – im Unterschied zur hier behandelten Literatur – die ästhetische Anziehungskraft von Leichen betonen oder schockierende Eindrücke von Toten unterhaltsam aufbereiten, geraten heute schnell in den Verdacht der Nekrophilie oder Pornographie. Zum Stand der Diskussion siehe Tina Weber, ›Die Darstellung von Toten in den Medien unter dem Vorwurf der Pornografie‹, in: Dominik Groß u. Christoph Schweikardt (Hg.), *Die Realität des Todes. Zum gegenwärtigen Wandel von Totenbildern und Erinnerungskulturen* (Frankfurt am Main u. New York: Campus, 2010), S. 141–152, und Julia A. Glahn, ›Verführerische Leichen: Ästhetische Nekrophilie als besondere Form der Aneignung toter Körper‹, in: Dominik Groß u. Jasmin Grande (Hg.), *Objekt Leiche. Technisierung, Ökonomisierung und Inszenierung toter Körper* (Frankfurt am Main u. New York: Campus, 2010), S. 495–515.

1. Leichengeruch als Todes- und Gefahrenzeichen

Als Jesus sich anschickt, Lazarus von den Toten zu erwecken, fordert er die Trauernden auf, das Grab des Verstorbenen zu öffnen: »Hebt den Stein ab! Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinkt schon; denn er ist vier Tage gelegen.« (Joh 11: 39) Der Verwesungsgeruch ist für Martha das untrügliche Zeichen eines eindeutig eingetretenen Todes, der eine Graböffnung nicht ratsam erscheinen läßt – und von dem man sich fernhält. Bis ins 6. Jahrhundert gilt Leichengestank für Christen als Rechtfertigung des übernommenen heidnischen Brauchs, die Toten außerhalb von Siedlungen zu bestatten.³ Im 16. Jahrhundert finden sich Motive des Verwesungsgeruchs als Merkzeichen der Vergänglichkeit in literarischen *memento mori*, die auch auf die Verwandtschaft des Todesgeruchs mit dem Körpergeruch der Lebenden hinweisen; im Klerus ist die letztere Auffassung teils noch im frühen 19. Jahrhundert zu finden.⁴ Charles Baudelaires Darstellung eines riechenden Kadavers als Symbol der vergänglichen Schönheit der Geliebten zeigt, daß die Deutung des Leichengeruchs als Todes- und Vergänglichkeitszeichen nach Mitte des 19. Jahrhunderts auch für eine profane Position interessant ist, die evokativem Gestank einen ästhetischen Eigensinn abgewinnt.⁵

Zudem gilt Leichengeruch lange Zeit als gefährlich; schlecht riechende Reliquien zeigen im 13. Jahrhundert Teufelswerk an,⁶ und im 14. Jahrhundert wird der Pestleichengestank als Ansteckungsherd gedeutet.⁷ Diese Ansicht behauptet sich bis ins 17. und 18. Jahrhundert hinein und wird um ca. 1750 von der bis 1880 gängigen Theorie abgelöst, Verwesungsgeruch zeige ein allgemein ansteckendes Gas an.⁸ Auch nach der Entwertung dieser Theorie bleibt Leichengestank ein Gefahrenzeichen: zum einen zeigt er weiter eine ansteckende Ge-

3 Ariès, S. 44.

4 Ariès, S. 154–155; Corbin, S. 287–288.

5 Charles Baudelaire, »Une Charogne« / »Ein Aas«, in: ders., *Les Fleurs du Mal* [1861]. *Die Blumen des Bösen* (Stuttgart: Reclam, 1984), S. 60–65. Zur Geschichte des Motivs siehe Mădălina Diaconu, *Tasten – Riechen – Schmecken. Eine Ästhetik der anästhesierten Sinne* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005), S. 260. Zur obsessiven Lust am Ekel als Neuerung des Gedichts siehe Winfried Menninghaus, *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung* [1999] (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002), S. 208–215, hier S. 212.

6 Christine Knust, »Wallfahrtsorte, Wanderschausteller und das World Wide Web: Ökonomisierung und Verehrung von Heiligenreliquien in Mittelalter und Gegenwart«, in: Groß u. Grande (Hg.), *Objekt Leiche*, S. 337–360, hier S. 339–340.

7 Tim Ohnhäuser, »Beweisen, Abschrecken, Legitimieren: Zum Einsatz der Leiche als Waffe in kriegerischen Auseinandersetzungen«, in: Groß u. Grande (Hg.), *Objekt Leiche*, S. 247–270, hier S. 249–250.

8 Ariès, S. 605 u. 608–613 (zu Frankreich); Paul Thomes, Patrick Hahne, Jens Lohmeier u. Christoph Rass, »Die Ökonomie des toten Körpers«, in: Groß u. Grande (Hg.), *Objekt Leiche*, S. 387–425, hier S. 393 (zu Deutschland und Österreich).

ruchsquelle an, zum anderen wirkt er im Kontext von Verwesungsangst bedrohlich,⁹ und im figurativen Sinne wirken auch entwertete religiöse und wissenschaftliche Sichtweisen fort. Franz Kafka vergleicht den zweifelhaften Prozeß seines Schreibens im Verweis auf ein Buch über den Exorzismus mit dem Gesang eines vom Teufel besessenen Mönchs, dessen Leiche nach der Teufelsaustreibung zu stinken beginnt,¹⁰ Ludwig Rubiner würdigt die symbolische Bedeutung des »teuflischsten Leichengestanks« im Werk von Dostojewski,¹¹ und Wilhelm Klemm stilisiert den Verlust von metaphysischem Sinn zum »Pesthauch toter Götter.«¹² Über den Kontinuitäten solcher Geruchszeichen darf die Geschichtlichkeit ihrer Varianten aber nicht vernachlässigt werden.

2. Zur Geschichtlichkeit olfaktorischer Ekelgrenzen

Der Ekel vor dem Verwesungsgeruch mag universell ein,¹³ und die Deutung des Leichengeruchs als Anzeichen des Todes oder einer Gefahr für das Leben markiert einen kulturgeschichtlichen Trend von sehr langer Dauer; die Schwelle der Empfindlichkeit für Verwesungsgase kann historisch aber stark variieren. Die Soldaten des Ersten Weltkriegs sind nicht die ersten, die für längere Zeiträume dem Gestank verwesender Leichen ausgesetzt waren: im Mittelalter fungierte der Friedhof als Asylbereich, in dem manche einen festen Wohnsitz über Beinhäusern hatten, ohne sich vom Geruch stören zu lassen, der den stellenweise offenen, in Stapeln zu füllenden Gemeinschaftsgräbern entströmte. Die Toleranz gegenüber Eindrücken mit Ekelpotential war nicht immer bloß erzwungen, denn der »Friedhof diente« auch »als Forum, als Haupt- und Spielplatz, auf dem alle Einwohner der Gemeinde sich treffen, sich versammeln und spazieren gehen konnten, um ihre geistlichen und weltlichen Geschäfte zu erledigen und ihre Liebschaften und Belustigungen zu betreiben.« An Wallfahrtstagen wurden dort Märkte abgehalten, auf denen die Bewohner des Friedhofs Wein und Bier verkauften, und teils wurden dort Bäckereien sowie Läden eingerichtet, in denen

9 Hans Henny Jahnn, *Pastor Ephraim Magnus* [1919], in: ders., *Dramen I* (Hamburg: Hoffmann u. Campe, 1994), S. 5–182, hier S. 110.

10 Erich Heller, Joachim Beug (Hg.), *Franz Kafka. Dichter über ihre Dichtungen* (München: Heimeran, 1969), S. 137.

11 Ludwig Rubiner, *Der Mensch in der Mitte* (Berlin-Wilmersdorf: Verlag der Wochenschrift Die Aktion, 1917), S. 57.

12 Wilhelm Klemm, »Tristissimus«, in: ders., *Gloria! Kriegsgedichte aus dem Feld* [1915], in: Imma Klemm u. Jan Volker Röhnert (Hg.), *Wilhelm Klemm. Gesammelte Verse* (Mainz: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 2012), S. 27–58, hier S. 51.

13 Maria Gerber, »Ekeln bei Verwesungsgeruch liegt in den Genen«, in: *Die Welt*, 26.01.2010 [<http://www.welt.de/wissenschaft/article5985812/Ekeln-bei-Verwesungsgeruch-liegt-in-den-Genen.html>, Zugriff 07.07.2015].

»Brot, Geflügel, Fisch und andere Genußmittel« verkauft wurden.¹⁴ Erst ab dem 16. Jahrhundert büßen die Friedhöfe ihre Funktion als öffentlicher Hauptplatz ein.

Der historische Wandel der Empfindlichkeit gegen Gestank zeigt sich auch in der Literatur. So stellt Hans Jacob Christoph von Grimmelshausens Schelmenroman *Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch* [1669] über den Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) eine vormoderne Geruchslandschaft dar. In einem »Beinhäusel« zu übernachten gilt zwar als Zumutung,¹⁵ doch daß manche Figuren ihre Kleider jahrelang tragen, nicht alle Kriegsgefallenen begraben werden oder eine Leiche längere Zeit an einen Baum angebunden bleibt, veranlaßt den Erzähler nicht zur Erwähnung einschlägiger Gerüche.¹⁶ Nur einmal wird der Gestank eines Verarmten erwähnt, um zu erklären, warum ihm der Eintritt in ein Gasthaus zunächst verwehrt bleibt.¹⁷ Verwesungsgeruch wird nur in einem *memento mori* angesprochen, das von der Sterblichkeit menschlicher Körper im allgemeinen spricht. Die Leiche eines guten Mannes riecht annehmlich, und dasselbe trifft auf eine Insel in der *Continuatio* [1669] des Romans zu, auf welcher der Wille Gottes zu herrschen scheint, während eine körperliche Hülle des Teufels bei ihrer Explosion Gestank freisetzt.¹⁸ Eine ausnehmend attraktive Frau trägt eine ganze Wolke angenehmer Düfte mit sich herum, was auf eine Parfümierzunft verweist, die den unausweichlichen Gestank des Alltags über-tönen soll.¹⁹ Krieg wird mit Pulvergeruch assoziiert,²⁰ während Gerüche an der Ekelschwelle vor allem von Exkrementen und Blähungen herrühren; Grimmelshausens rhetorische Strategie, mit Motiven des Ekels eindringlich auf Erniedrigungen sozial Unterlegener hinzuweisen, knüpft an *solche* Motive an. Unterliegende Gegner werden wiederholt gezwungen, siegreiche Soldaten oder auch Tiere »im Hindern« zu »lecken«, der Held läßt als Narr bei einem Bankett so kräftig »einen streichen« und macht sich später in Gegenwart einer Dame vor Schreck derart vernehmlich die Hose, daß er beide Male Prügel bezieht, und in einer Diskussion über die Vorzüge des Lehrerberufs gegenüber dem des Mediziners macht er geltend, daß Ärzte die Exkremente ihrer adeligen Klienten zur Not auch oral prüfen müßten.²¹

Cum grano salis greift die These, daß der soziale Raum in England,

14 Ariès, S. 83–94, hier S. 85–86 u. 91.

15 Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, *Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch* [1669] (Stuttgart: Reclam, 2012), S. 647.

16 Ebd., S. 45, 54, 403 u. 444.

17 Ebd., S. 453.

18 Ebd., S. 154, 569–570, 677, 686 u. 702.

19 Ebd., S. 588–589.

20 Ebd., S. 64 u. 475.

21 Ebd., S. 103 u. 258; siehe auch S. 55–58, 110–111, 117 u. 367.

Deutschland und Frankreich im Zeitraum von 1750 bis 1880 fortschreitend desodoriert wurde.²² Gewiß, auch vor 1750 waren höhere soziale Schichten gegenüber Gestank besonders empfindlich; Oberschichten blicken schon im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts mit Verachtung auf Arbeiter, die sich »vor den übelriechenden Dämpfen« in einer Gießerei »die Nase zuhalten«.²³ In der englischen Literatur galt die Fähigkeit zur Diskriminierung von Gerüchen schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als positives Vermögen zur Erkenntnis der Realität; wer satirisch als Stinker bezeichnet oder als unfähig dargestellt wurde, Gestank als solchen zu erkennen, galt als kognitiv und moralisch defizient. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts treten solche Themen aber in den Hintergrund,²⁴ was damit zu tun haben mag, daß der Gestank im sozialen Raum nicht mehr fraglos zur festen Ordnung der Dinge gehört und peinlicher wirkt. Die sozialhistorisch orientierte Forschung zu England, Deutschland und Frankreich verzeichnet eine seither sinkende Toleranz gegenüber Gestank, verstärkte Bemühungen um Geruchshygiene in öffentlichen und häuslichen Räumen, die Verfeinerung des Sinns für frische und blumig-leichte Düfte sowie eine zunehmende Stigmatisierung von Personen, deren Geruch auf eine unsaubere Herkunft zu verweisen scheint. Je nach sozialer Klasse, Geschlecht, Kultur und Region setzten sich jene Trends mit unterschiedlichem Tempo durch – »1832 glauben die Arbeiter des gefährlichen Schindangers der großen Abdeckerei« bei Paris »immer noch, daß die Ausdünstungen der Fäkalstoffe ihrer Gesundheit zuträglich sind«.²⁵ Auch Generationszugehörigkeit spielt hier eine Rolle; Robert Bretnall, ein respektiertes Mitglied der wohlhabenden Mittelschicht, zeigte in seinen frühen Siebzigern eine generationstypische Gelassenheit gegenüber körperlich bedingten Gerüchen, als er ohne Ironie ins Tagebuch schrieb:

June 21, 1846: Before we went to church I walked into my home field and was suddenly taken short before I could get my trousers [*sic*] down. I shit myself most tremendously from shoulder to flank, cleaned myself with some grass as well as I could went to Church with my wife and returned God thanks for all his merciful benefits bestowed on me.²⁶

22 Corbin, S. 299. In *Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch* wird Paris als »kotige Stadt« bezeichnet (Grimmelshausen, S. 378); zu ähnlichen Einschätzungen in der »Krise« vom Sommer 1911 siehe Corbin, S. 298.

23 Siehe dazu Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 1 [1936] (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1981), S. 291. Zu schichtenspezifischen Peinlichkeitsstandards gegenüber dem Gestank siehe auch ebd., S. 287.

24 Paul C. Davies, »Augustan Smells«, in: *Essays in Criticism*, vol. XXV (4/1975), S. 395–406.

25 Corbin, S. 280.

26 Leonore Davidoff u. Catherine Hall, *Family Fortunes. Men and Women of the English Middle Classes 1780–1850* (London: Routledge, 2002), S. 398.

Während das Bürgertum in der Mitte des 19. Jahrhunderts seinen Geruchssinn derart verfeinert hatte, daß ihm der Gestank von Leichen unerträglich schien, nahm es auf die Armen, die als schmutzig und stinkend galten,²⁷ weniger Rücksicht. Auf dem Londoner »Armenkirchhof von *St. Bride*« wurden die Toten noch um 1845 in regelmäßig wieder geöffneten Massengräbern verscharrt, deren »Verwesungsgeruch« die »Nachbarschaft« »verpestet[e]«, und beim Bau einer Eisenbahnlinie durch einen Armenfriedhof in Manchester wurden keine Exhumierungen vorgenommen, so daß Ausgrabungen und baulich bedingte Wasseraustritte Leichengestank freisetzten.²⁸ Allerdings genoß England um diese Zeit insgesamt höhere geruchshygienische Standards als Frankreich.²⁹ Zur Zeit des Ersten Weltkriegs ist die Revolution des Geruchssinns in Deutschland, England und Frankreich weitgehend abgeschlossen.

3. Entfaltung und Störung des bürgerlichen Krieger- und Gefallenenkults

Zwei Gründe rechtfertigen es, Leichengeruch von Kriegstoten ab 1914 als ein historisch neuartiges Problem zu analysieren. Erstens boten frühere Belagerungskriege – im Unterschied zu Graben- und Stellungskriegen unter massenhaftem Einsatz von modernen Waffen wie Maschinengewehren, Schrapnellen, Granaten, Giftgas und Flammenwerfern – die Gelegenheit, die Toten regelmäßig zu begraben, und Schlachten älteren Typs blieben soweit überschaubar, daß deren Opfer – anders als im modernen Bewegungs- oder Stellungskrieg³⁰ – anschließend weitgehend verscharrt werden konnten.³¹ Im Ersten Weltkrieg erreicht die Belastung durch den Gestank verwesender Kriegstoter daher oft

27 Zur sozialen Codierung des Gestanks als Signatur unterbürgerlicher Schichten siehe Corbin, S. 189–200.

28 Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* [1845], in: Karl Marx u. Friedrich Engels, *Werke*, hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Berlin: Dietz, 1980), Bd. 2, S. 225–506, hier S. 500.

29 Corbin, S. 228.

30 Schon der Krimkrieg von 1853–1856 war ein Stellungskrieg, wenn auch nicht in der hochtechnisierten Spielart von 1914–1918 (siehe Helmut Donat, »Nichts Neues nach 1918 – Keine Abkehr vom Militarismus«, in: Peter Schmitz, *Golgatha. Ein Kriegsroman* [1937], hg. v. Philippe Beck (Bremen: Donat, 2014), S. 280–335, hier S. 327).

31 Auch im Stellungskrieg des Ersten Weltkriegs konnten Soldatenfriedhöfe angelegt werden; es »gab« aber »auch Tausende von Toten, die aufgrund von Kampfhandlungen nicht geborgen werden konnten oder nur rasch verscharrt wurden« (Christoph Rass u. Jens Lohmeier, »Der Körper des toten Soldaten: Aneignungsprozesse zwischen Verdrängung und Inszenierung«, in: Groß u. Grande (Hg.), *Objekt Leiche*, S. 271–333, hier S. 285). Zur veränderten Situation im Detail siehe ebd., S. 313–314.

einen neuen Grad der Dauer und Intensität – und trifft auf einen Soldatentypus, der kränkbarer geworden ist.³²

Zweitens kommt der bürgerliche Gefallenenkult erst ab 1914 zur Entfaltung; bis dahin wurde die Leiche des einfachen Soldaten in erster Linie als Problem betrachtet, das durch Verscharren zu beseitigen war. Im 18. Jahrhundert galt die Kriegsleiche vor allem als hygienische Herausforderung, bei der Schußwaffen, wie manche glaubten, eine positive Rolle spielen konnten: »Kanonenschüsse reinigen und desodorisieren die von Leichen und Aas verpestete Luft der Schlachtfelder.«³³ Mit dem Übergang vom Söldnerheer der sozial Deklassierten zum Bürgerheer zeigen sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts zwar erste Ansätze, Nationalgefühl und Totengedenken zusammenzuführen, doch der Leichengeruch toter Soldaten gilt noch im deutsch-französischen Krieg vor allem als hygienisches Problem.

Frühe Ansätze zum Gedenken an Schlachten und ihre Opfer am Ort des Geschehens, die aus dem 15. u. 16. Jahrhundert stammen, dienen eher der Erinnerung an einen Sieg als einem besonderen Gefallenenkult.³⁴ Solange sich Armeen aus sozial deklassierten Söldnern rekrutierten, beschränkten sich Gräber für Soldaten und Kulte um Gefallene auf jene Personen, die im Militär eine Führungsposition innehatten. Reguläre Soldaten wurden noch im 17. und 18. Jahrhundert »an Ort und Stelle verscharrt, nachdem man ihnen die Uniformen ausgezogen und ihnen die persönlichen Gegenstände abgenommen hatte. Der einzige Unterschied zum Schindanger war eine kollektive und eilends abgewickelte Absolution.«³⁵ Auch in der Zeit der Bürgerheere des 19. Jahrhunderts änderte sich daran wenig:

Noch während der Kriege Napoleons des III. wurden die Leichname gefallener Soldaten mit derselben Gleichgültigkeit behandelt wie die der Opfer der Gemeinschaftsgräber des Ancien Régime. Die Leichen, die nicht rasch von ihren Kameraden geborgen und eilends von ihren Kameraden in Sicherheit gebracht wurden, wurden immer sofort an Ort und Stelle beigesetzt [...].³⁶

32 Wenn Simplicius darauf hinweist, daß Soldatenleichen »in der Wölf und Raben Mägen« bestattet werden, stellt er bewußt eine unaufgeregte Haltung zur Schau (Grimmelshausen, S. 403).

33 Corbin, S. 131; vgl. ebd., S. 46: die »Nähe von Schlachtfeldern« galt schon im 18. Jahrhundert wegen der »Dünste, die gleich nach dem Tode von Leichen ausgeschieden werden«, »als besonders gefährlich«.

34 Ariès, S. 701.

35 Ariès, S. 700–701; zum patriotischen Totenkult bis zum Ersten Weltkrieg siehe auch ebd., S. 701–705 (zu Frankreich und den USA), sowie Rass u. Lohmeier, S. 273–275 u. 281–296 (zu Frankreich, den USA und den deutschen Staaten).

36 Ariès, S. 701.